

Ein Bericht von Christoph Brunnhuber. Christoph hat für den Verein „Hilfe für die Ukraine e. V. München“ mit seinem Team Spenden in die Ukraine gebracht. Der Bericht ist sehr interessant und gibt uns Mitgliedern einen kleinen Einblick in die Schwierigkeiten, die gespendeten Sachen dort hinzubringen wo sie benötigt werden, nach unserem Motto „Hilfe die dort ankommt“ wo sie benötigt wird.



Grenzerfahrung zwischen Krieg und Frieden

Mit dem Bus an den Rand der Ukraine

2200 km, 52 Stunden, hunderte Kontrollen: Zahlen, die nicht annähernd ausdrücken, welche organisatorischen und emotionalen Achterbahnfahrten hinter uns liegen, um dringend benötigte medizinische Hilfsgüter, Handys und Funkgeräte, Zitronentee, Wolldecken und vieles mehr in die Ukraine zu bringen, einem

ukrainischen Ehepaar die Rückreise zu ermöglichen, insgesamt elf Ukrainern auf ihrem beschwerlichen Weg zu helfen.

Wir wollten mehr erreichen mit dieser humanitären Aktion für ein Land, das die Mitglieder des „Hilfe für die Ukraine e.V.“ seit 1991 in ihre Herzen geschlossen haben. Aber wir sind zufrieden und glücklich darüber, trotz der widrigen Gegebenheiten das maximal Mögliche herausgeholt zu haben.

Für den Schwesternverein „Engel auf der Schulter“ in Lemberg haben die Sauerlacher 630 Kilogramm wertvolle Spenden entsprechend der Wunschliste der Ukrainer gesammelt, verpackt, sortiert, nummeriert, für den Export vorbereitet und in den Bus „White Lady“ der Firma Geldhauser gepackt. So ging es am Sonntagmorgen um 0.45 Uhr los Richtung Jaroslaw bei Krakau.

Die Busfahrer Andreas und Nenad bringen uns auf die Strecke. Am Rastplatz vor Salzburg laden wir das ukrainische Ehepaar ein, das trotz Krieg wieder nach Hause will. Die beiden haben eine völlig traumatisierte Katze dabei, die sich 17 Stunden lang nicht vom Fleck bewegen wird. Die Frau weint beinahe ununterbrochen.

Sie kommen aus einem kleinen Dorf nahe der Waffenfabrik, die von einer Rakete zerstört wurde. Ihr Haus wurde - wie das gesamte Dorf - durch die Druckwelle stark beschädigt, aber nicht direkt angegriffen. Daraufhin waren die beiden mit ihren Kindern geflohen. Der Mann will nun wieder nach Hause, um Kartoffeln zu pflanzen. Ob sie das Land danach wieder verlassen, wissen sie noch nicht.

Ich frage mich, ob ich ihnen ihr Vorhaben ausreden könnte, aber wie sollte ich verstehen, was jemanden bewegt, der seine Heimat nicht verlieren will. Gott sei Dank hat meine Generation noch keinen Krieg erlebt.

Die Nacht verläuft ruhig und wir kommen gut voran. Sonntag, Fahrverbot für die meisten LKW. Nach 13 Stunden werden wir erstmals ausgebremst: An der Zollabfertigung sitzt nur eine Dame, die mit der Masse an Hilfstransporten für die Ukraine kaum fertig wird.

Eigentlich wollten wir um 14 Uhr unser erstes Ziel erreichen und die Kisten in die Fahrzeuge des Schwestervereins umladen. Obwohl wir alle erforderlichen Ladungsdaten vorab mit Hilfe der polnisch sprechenden Helferin Marta per E-Mail übermittelt haben, beginnt die junge Zöllnerin bei Null und verdeutlicht uns die Lage: Der LKW vor uns warte seit gestern früh. Mein Nervenkostüm bekommt erste Risse.

Nach zwei Stunden quälender Ungewissheit gelingt Marta telefonisch das vermeintlich Unmögliche: Wir werden vorgezogen und sofort abgefertigt. Um 16 Uhr können wir die letzten 40 Kilometer antreten. Die Empfänger warten längst an der ukrainischen Grenze.

Inzwischen erfahren wir, dass die Übergabe nicht mehr wie geplant auf dem neutralen Zollhof erfolgen kann, sondern wir aus Polen in die Ukraine einreisen müssen. Der Puls steigt. Der Bus ist außerhalb der EU nicht versichert, und ich habe arge Bauchschmerzen bei dem Gedanken, in ein Kriegsgebiet zu fahren.

„Alles kein Problem“, sagen die ukrainischen Abholer. Sie kämen von ihrer Seite, wir von der polnischen, Treffen in der Mitte. Was „Mitte“ bedeutet, ist uns momentan glücklicherweise noch nicht klar.

Am Grenzübergang fahren wir in Schlangenlinien um Panzersperren herum, die im Ernstfall die Grenze in die EU sichern sollen. Es steht eine bedrohlich wirkende Ansammlung polnischer Polizisten, paramilitärischen Einheiten und Armeesoldaten herum, maskiert und schwer bewaffnet. Mein Magen dreht sich.

Man schickt uns zur Zollstelle. Schon stehen wir in der LKW-Schlange, in der es kein Vor und Zurück mehr gibt. Rund 20 voll beladene Trucks sind vor uns. 1,5 Stunden pro LKW, das heißt 30 Stunden Wartezeit. Ich sacke verzweifelt in meinen Behelfsbeifahrersitz.

Gedanken sortiert, Mut gefasst: Wir müssen mit den Grenzern sprechen. Ich bahne mir den Weg durch Soldaten mit Maschinengewehren. Sie sind freundlich, aber bestimmt: Ich hätte hier nichts zu suchen. Ich erkläre immer wieder unsere Lage und bekomme immer wieder die gleiche Antwort: „You will have to wait – all here say, it is humanitarian. Go back“, sagen sie und deuten mit der MG auf den Bus.

„Go back“ überdenke ich in einem weiteren Sinn: Wie könnten wir umkehren, sollten wir tatsächlich 30 Stunden warten müssen? - Keine Chance. Es gibt keinen Weg auf die Gegenseite, um die Grenzstation wieder zu verlassen.

Hinter dem Zaun strömen ukrainische Flüchtende nach Polen, wo sie direkt in Busse einsteigen. Jeder kennt diese Bilder aus dem Fernsehen. Ich erinnere mich an die ankommenden Flüchtlinge 2015/16 in der Erstaufnahmeeinrichtung in Erding. Jetzt bin ich hier, 80 Kilometer entfernt vom jüngsten Raketenangriff. Jede Faser meines Körpers rebelliert.

Ich gebe nicht auf und folge einem rückwärtsgehenden Soldaten in Richtung Grenzgebäude. Ein Zollbeamter mit wenig einflussreich wirkenden Schulterklappen sagt: „Speak to the boarder commander!“ – Lächerlich, denke ich noch, der wartet bestimmt nicht mit einer Tasse Tee auf mich.

Der Beamte aber meint es ernst. Er zeigt mir den Eingang in die Grenzstation und sagt, der Kommandeur sitze in der ersten Etage. - Immerhin oben. In den Keller wäre ich nicht gegangen. - Ich bin wie versteinert und höre mein Herz pochen als ich an die Tür klopfte und öffne.

„Can I help you?“, werde ich überraschend freundlich begrüßt. Mit feuchten Augen erkläre ich unsere Lage und bitte: „Please help us to help our friends in Ukraine“. Der Kommandant spricht in sein Funkgerät, kommt auf mich zu, klopf mir auf die Schulter und sagt, er habe Anweisung gegeben, uns abzufertigen, sobald eine Spur frei wird.

Noch verdutzt fange ich sofort an zu rechnen: Eine Spur, vier LKW, das heißt sechs Stunden. Ich hätte den Uniformierten am liebsten umarmt. Ich denke an die übellaunigen Beamten in den 90er-Jahren. Damals standen wir nicht vor einem Kriegsgebiet, sondern nur vor der längsten Schlagloch-Piste außerhalb Indiens.

Zuversichtlich gehe ich wieder auf den Hof und biege selbstbewusst zu den Zollhäuschen ab. Spur 11 hat nur noch einen LKW, und der Fahrer ist schon lange drin. Ich rufe unsere Busfahrer per WhatsApp an. - Ein Segen, dass das heutzutage möglich ist. - Er ist kaum vorangekommen, meint aber, zum Preis einer umgefahrenen Plastikstange über den Gehweg fahren zu können. Alle Bedenken werden beiseite gewischt: Umfahren und über den Gehweg auf Spur 11!

Ich stelle mich am Zollhäuschen an. Es öffnet sich eine Klappe im der verspiegelten Glasfront: Papiere rein und angespannt 100 einzeln gefühlte Minuten warten, bis ich das erlösende Geräusch eines Stempels höre. - Herzlein hüpf! – Wir dürfen fahren! Aber wohin? 100 Meter vor uns stehen dreimal so viele Soldaten wie bisher und zwei Panzer mit Rohrrichtung Lemberg. Dorthin wollen wir nicht.

Ich habe Zorjana am Telefon. „Bleibt stehen, wir kommen!“, sagt sie locker. Soldaten richten vorsichtshalber ihre Waffen auf uns, bevor zwei weiße Transporter von ukrainischer Seite nahen. Zorjana hängt aus dem Fenster und ruft den Soldaten etwas zu.

Schließlich dürfen sie rückwärts an den Bus heranfahren. Alles läuft in Zeitlupe wie beim Andocken einer Raumkapsel im Weltall. Erst als die Transporter neben der White Lady stehen, beginnt wieder der Schnelllauf. Masken auf, Zorjana umarmen und drücken. Kurzer emotionaler Dammbbruch mit Tränen. Mehr Zeit ist nicht. Die acht Helfer, unsere beiden Passagiere mit Katze, zwei Fahrer und ich laden die sehnsüchtig erwarteten Kisten in wenigen Minuten in die Transporter.

Leise sage ich zu den ukrainischen Helfern: "Slava Ukrainji“, weil mir mit meinen paar Brocken Kinder-Ukrainisch nichts Besseres einfällt. Sie fallen uns um den Hals, mit Maske, aber dafür umso herzlicher. Außer Roman, dem Chef der Organisation in Lemberg, haben alle Tränen in den Augen und würden wohl gerne in den Bus steigen. Aber ihr Wille, die Heimat

zu verteidigen, ist stärker. Ich kann meine Gefühle nicht beschreiben. Aber heute, 48 Stunden später, fallen immer noch Tränen auf meine Tastatur.

Zorjana, die ich seit 1991 kenne, sieht abgespannt aus, aber fröhlich wie immer. Wir haben noch eine Minute, um uns zu umarmen. Die Soldaten sind nervös. Wir versprechen uns ein Wiedersehen in diesem Leben. Mehr können wir uns nicht wünschen.

Wir steigen in den Bus und schließen die Türen. Zwei Soldaten und Roman gehen voraus. Sie lotsen uns durch ein kaum sichtbares Tor zwischen zwei Gebäuden auf die Spur Richtung Polen, immer noch im Niemandsland zwischen Krieg und Frieden.

Etwas ist doch noch wie früher: Ein Laufzettel auf sehr dünnem Papier mit Häkchen und Kreisen, deren Bedeutung uns rätselhaft bleibt. Wir stehen an einer Schranke, die von einer sehr jungen polnischen Grenzsoldatin mit rotem Leuchtstab bewacht wird. Gerade ist Schichtwechsel. Im Wärterhaus rührt sich eine halbe Stunde lang nichts.

Es ist inzwischen nach 20 Uhr, und die Lenkzeit der Fahrer endet um 22 Uhr. Wir haben noch 200 Kilometer Weg bis Krakau vor uns, wo wir übernachten wollen und mit Vorfreude darauf hoffen, am nächsten Morgen mit einem Bus voller Flüchtender die Reise in die Sicherheit zu herzensguten Gastfamilien in Sauerlach anzutreten. So zumindest hatten wir uns das vorgestellt.

Zunächst aber eine weitere Planänderung: Die fünf Passagiere, die wir an der Grenze aufnehmen sollten, wurden bereits zur Erstaufnahme ins fünf Kilometer entfernte Mlyny gebracht. Darunter Zorjana's Verwandte mit Tochter und einem behinderten Sohn sowie eine schwangere Mutter mit Sohn.

Wir fahren fast bis Anschlag an die Schranke heran und es läuft! Die Tür des Wärterhauses geht auf und wir werden in die Grenzabfertigung zu Polen gelassen. Auf die Busspur natürlich, wo ein vollbeladener Bus ukrainischer „Touristen“ auf die Passkontrolle wartet. Dahinter reihen wir uns ein – Reisebus mit drei Passagieren und EU-Ausweisen. Die polnischen Grenzsoldaten rätseln, wo wir hergekommen sind, da sie keinen ukrainischen Einreisestempel finden. Also rein in die Schlange und warten.

Die Soldaten hinter der Kontrolle sind sehr hilfsbereit und geben den Ukrainern Wasser und Kekse, tragen die Koffer der Kinder.

Wir kommen dran und schnell durch, steigen in den Bus, schließen die Tür – Uups, wieder ein Soldat vor dem Bus: „You did not pass the customs clearance“- Warum nicht, wissen wir nicht. Begleitet von einer Soldatin gehe ich zurück in die Station. Der Zoll sitzt hinter verspiegeltem Glas, weshalb wir ihn nicht gesehen hatten. Mit dem Fahrzeugschein in der Hand stehe ich dort. Der Pole sagt mir freundlich, dass er nun Pause habe und in fünf Minuten wieder da sei. Fünf Minuten“, das bezweifle ich.

20 Minuten lang unterhalte ich mich mit einem der Soldaten über das, was sie täglich leisten müssen. Krieg direkt vor der Tür. Er zeigt in die Richtung, wo die Rakete in das Waffenlager nahe Lviv eingeschlagen ist. Die Druckwelle habe einen riesigen Feuerball nach oben getrieben, den man weit entfernt noch sehen konnte. Der Soldat ist vielleicht 19 Jahre alt, seine Schulterklappe ist blank, er sieht sehr besorgt und müde aus.

Die Zollbeamtin, die unseren Bus akribisch untersucht, hantiert gerade mit dem Ölstab und leuchtet in den Dieseltank. Fertig! – Ach nein ...„just two more minutes ...“ – Nach zehn Minuten beraten wir, ob wir nun einfach losfahren oder ein drittes Mal reingehen. Ich entscheide Letzteres. Tatsächlich war mit „two more minutes“ gemeint, dass wir nach zwei Minuten hätten fahren dürfen. Also raus, rein und los nach Mlyny.

Die Erstaufnahmeeinrichtung liegt direkt an der Straße. Wir bekommen einen formlosen Zettel auf den Namen, Kennzeichen usw. einzutragen sind, dann könnten wir Flüchtende mitnehmen, wenn diese wollen. Für uns ist das zu früh. Wir haben noch eine Nacht in Krakau vor uns und nur ein Hotel-Zimmer für die fünf von Anfang an geplanten Passagieren. Ohne Übernachtung geht es nicht. Die Lenkzeit der Busfahrer ist übervoll.

Jemand mit roter Jacke winkt und auch die übrigen Gesuchten stehen mit wedelnden Pässen daneben, bereit zur Abfahrt. Los geht's! Großes Hallo: Jura (13 Jahre) spricht etwas Englisch, Uljana, seine Mama, perfekt Italienisch. Ich kann ein paar Brocken Ukrainisch. Drei Sprachen, Hände und Füße ... das reicht zur Verständigung über den weiteren Plan.

23.30 Uhr Ankunft Hotel. Die Lenkzeit wird überschritten, aber wegen der nachfolgenden langen Pause im Hotel bleiben die möglichen Konsequenzen überschaubar. Wir sind beinahe 24 Stunden nonstop unterwegs. Schlafen war fast unmöglich.

Ich bezahle fünf Zimmer, Frühstück für acht Personen und die Verlängerung der Fahrer-Zimmer bis zum Spätnachmittag. Für 490 Euro können wir uns ausgiebig erholen und stärken. Handy ans Ladekabel, Wecker auf 7.30 Uhr, Zähneputzen, Duschen - verschiebe ich auf den nächsten Morgen. Ich lege mich ins Bett und schlafe sofort ein, zuversichtlich dem kommenden Tag entgegen.

Schon um 6 Uhr wache ich auf und lasse Google auf ukrainische Lautschrift übersetzen, was die Fahrer den potentiellen Passagieren erklären können. Wie war das noch damals ohne Google?

Um 7.30 Uhr treffe ich alle beim Frühstück, lecker und gesund - die Investition hat sich gelohnt! Ich will zunächst alleine zum Bahnhof und uns als Hilfsorganisation registrieren, eben wie gestern, mit den Papieren und Pass-Kopie - so dachte ich mir das. Außerdem will ich wissen, wo wir Flüchtenden eine Fahrt nach Deutschland und eine Bleibe mit Familienanschluss anbieten können.

Zwei Kilometer zu Fuß, zehn Minuten durch die schöne Altstadt von Krakau. Ich folge den Schildern in ukrainischen Farben und komme bei Gleis 4 an die Leitstelle. Frohen Mutes gehe ich hinein. Ich habe alles dabei: Schreiben beider Vereine, Ladelisten, Familien-Listen, Handzettel für die Flüchtenden, Ausweis, Bild vom Fahrzeugschein und dem Bus.

Die junge Schichtleiterin hört sich meine Pläne geduldig an und erklärt mir dann freundlich und in bestem Englisch, dass gestern neue Regeln in Kraft getreten seien und sich ab heute alle Hilfsorganisationen beim Innenministerium anmelden müssen. Offenbar gab es viele Vorfälle mit Schleppern und Menschenhändlern.

Ich bin immer noch zuversichtlich und frage, wo das Ministerium ist. Sie gibt mir einen Zettel mit einer Nummer drauf und einer E-Mail-Adresse. In einer formlosen E-Mail solle ich mein

Vorhaben erklären. Dann würde ich eine Liste mit allen benötigten Dokumenten bekommen. Derzeitige Bearbeitungszeit: Mindestens zwei Tage! - Mir stockt der Atem. Das ist unmöglich zu lösen.

Ich rufe Marta an, unser Polnisch sprechendes Notfall-Telefon. Sie ruft die Registrierungsstelle an und spricht mit ihren Landsleuten. Es hilft nicht. Marta macht mir wenig Hoffnung.

Auf meinem Rückweg ins Hotel telefoniere ich mit Mama Margit in Sauerlach. Nach den Wochen der Vorbereitung, vielen nahezu schlaflosen Nächten und den Berichten über die bereits überwundenen, unvorhersehbaren Hürden, ist es keine Floskel zu sagen: Sie steht vor dem Nervenzusammenbruch. Es schmerzt mich, ihr tiefe Enttäuschung zu spüren.

Margit ruft eine Bekannte in Rzersow an. Beata spricht dort mit den lokalen Organisationen, bestätigt aber nur, was wir schon wissen. Verdammt! - Natürlich hatten wir uns vor der Abreise ausführlich über alle Prozeduren informiert. Was wir nicht berücksichtigt hatten: Wenn Krieg ist, kann sich vieles sehr schnell ändern. Darauf kann man sich nicht vorbereiten.

Mit den Fahrern diskutiere ich unsere Optionen: Zurück zur Grenze? – Unmöglich wegen der Lenkzeiten, da beide nach der Rückkehr regulären Dienst haben. Laut Google Maps gibt es auch ein Lager in Katowice, ähnlich wie Mlynny.

Uljana berichtet, dass in Mlynny viele „Zigeuner“ versuchen würden, im Schatten der Flüchtenden nach Europa durchgelangen. Sie würden ukrainische Pässe kaufen und die Grenze überqueren. Tatsächlich waren dort viele ältere Männer mit dunklem Teint. Aber Aussehen und Hautfarbe versuche ich eigentlich auszublenden. Katowice klingt vielversprechend. Also los!

In Katowice macht man uns Hoffnung, und wir werden vom Lager zur Erstaufnahme im Stadtzentrum weitergeschickt. Dort treffe ich Hannah, eine sehr freundliche Koordinatorin der Ehrenamtlichen. Sie sagt mir, dass die meisten Flüchtenden nahe der Grenze bleiben wollen. Wer nach Deutschland wolle, nach Berlin. München kennt niemand, nicht einmal das Oktoberfest. Vielleicht hätte ich es mit dem FC Bayern probieren sollen.

Erst vor einer Stunde war ein Sonderzug nach Berlin abgefahren. Wieder kein Glück, denke ich zunächst, rücke dann aber meine Sichtweise gerade: Es geht hier nicht um unser Glück. Es geht um die Flüchtenden, und wenn sie bereits im Zug sind, ist das gut.

Hannah schickt ihre Leute los, um im Schlafsaal und in den Außenstellen zu fragen, ob jemand nach Deutschland will, wo man privat bei Familien unterkommen könnte. Wir haben drei Stunden Zeit.

Nach einer Stunde fährt ein Polizeiauto vor den Bus. Ich laufe hin. Die Fahrer sind bereits in der ersten Runde Passkontrolle. Ein modernes Handheld-Gerät und zwei relativ freundliche Polizisten stellen uns viele Fragen: Woher wir kommen, wohin wir fahren, warum wir nur fünf Flüchtende an Board haben, ob wir gleich durchfahren, wieviel Diesel wir haben usw. Sie machen sich ein genaues Bild. Immer wieder telefonieren sie mit der Leitstelle - technische Probleme mit dem Handheld vermutlich. Wir sind bereits in Runde vier Passkontrolle, drei weitere sollen folgen.

Nach eineinhalb Stunden und vier Telefonaten mit Hannah warten wir auf drei Familien und eine ältere Dame mit Sohn (vermutlich Autist). Die Polizisten glauben uns schließlich, dass wir keine Menschenhändler sind und gerüstet für die Weiterfahrt. Sie entschuldigen sich für die Umstände. Die Regeln und das System seien erst seit Mitternacht in Betrieb. Niemand kenne sich richtig aus. - Das haben wir auch bemerkt.

Unsere Hoffnung, noch mehr Flüchtenden mit einer Freifahrt nach Bayern helfen zu können, schwindet nahezu vollständig.

Drei Familien kommen und sprechen mit ihren Landsleuten im Bus. In Google Maps schauen sie, wo München liegt. Aber sie wollen nach Düsseldorf und von dort aus möglichst weiter nach Holland. Dort gebe es weniger Bürokratie, kostenlose medizinische Versorgung und mehr Begrüßungsgeld.

Ich hätte ihnen gerne angeboten, sie zum Münchener Hauptbahnhof mitzunehmen. Aber nach dem, was die polnische Polizei über Schlepper und Menschenhändler erzählt hat, sind sie sehr misstrauisch. Sie fragen sogar die Damen im Bus, warum sie mit drei fremden Männern mitfahren und zweifeln an unseren guten Absichten. Das tut weh. Aber in ihrer Lage und nach den Horrorgeschichten über Verschleppungen sind ihre Vorsicht und ihre Angst verständlich. Die ältere Dame und ihr Sohn fahren mit uns.

Es ist 19 Uhr und vor uns liegen 800 Kilometer Fahrt. Eigentlich war die Ankunft in Sauerlach für 6 Uhr geplant. Das Navi zeigt jetzt 3.30 Uhr Ankunftszeit. Mit sieben Flüchtenden an Bord dürfte der Grenzübertritt in Samerberg deutlich schneller gehen als mit einem vollen Bus.

Ich schiebe meine Enttäuschung zur Seite, setze ein freundliches Lächeln auf und konzentriere mich auf meine Rolle als Busbegleiter und Gastgeber. Ich koche Kaffee und Tee, packe Würste in den Kocher und bereite ein Zwei-Sterne-Mahl für unsere Passagiere. Die Kinder hauen richtig rein. Die Erwachsenen - geht so. Man will wohl vermeiden, an einer Tschechischen Raststätte auf die Toilette zu müssen.

Als ich selbst in eine Wurst beiße, läuft mir eine Träne über die Wange. Jetzt, wo die ganze Spannung abfällt und nichts mehr zu tun ist, bahnen sich die angestauten Gefühle ihren Weg.

Der eigentlich eher taff wirkende Kroatene Nenad sieht das und fragt mich, ob es mir gut geht. - Nein, tut es nicht. Ich schwanke zwischen Frust und Mitgefühl für meine Mama Margit. Sie muss den enttäuschten Gastfamilien in der großen Chat-Gruppe und am Telefon noch vieles erklären, während sie mit ihrer eigenen Enttäuschung zu kämpfen hat. Mein Ärger über die harten Regeln der Polen kämpft gegen Verständnis dafür. Schließlich ist der Schutz der Flüchtenden am wichtigsten. Die beiden Fahrer bauen mich ein wenig auf, wofür ich sehr dankbar bin.

Nach meinen emotional bereits sehr intensiven Erfahrungen mit Flüchtenden in den Krisen Jahren 2015/16 hatte ich nicht erwartet, dass mich dieser Einsatz derart mitnimmt.

Es ist bald 21 Uhr. Für unsere Gäste und eine Mutter mit Kind, die per Zug gereist ist, hat Margit schnell eine passende Familie gefunden. Zorjanas Verwandte werden natürlich

herzlich von Zorjanas ehemaliger Gastfamilie aufgenommen. Die alte Dame mit ihrem erwachsenen, behinderten Sohn ist schwer zu vermitteln.

Natürlich sollte man prinzipiell keinen Unterschied machen zwischen Flüchtenden. Aber es geht darum, Menschen über eine längere Zeit in die eigene Familie aufzunehmen und mit ihnen zusammenzuleben. Wenn die Zweifel von Anfang an zu groß sind, dass das funktionieren kann, ist ein ehrliches Nein wohl besser als ein gescheiterter Versuch. Zum Teil liegt es auch einfach an den räumlichen Bedingungen (Zimmer im ersten Stock, wenn der Gast kaum Treppen steigen kann; Doppelbett für Mutter und erwachsenen Sohn usw.).

Margit fällt es schwer zu akzeptieren, dass die beiden nicht unterzubringen sind.

Um 22.30 Uhr hat sich immer noch keine Lösung gefunden. Mit Google Translater erkläre ich dem Sohn die Situation. Gemeinsam in einem Bett schlafen wollen sie nicht. Ohnehin scheint ihnen Sauerlach zu weit von der nächsten großen Stadt entfernt. Schließlich ziehen sie es selbst vor, zur Erstaufnahme nach München gebracht zu werden. Die Aussicht auf ein Feldbett in einer Sammelunterkunft ändert ihre Entscheidung nicht.

Das Navi sagt nun: Ankunft Sauerlach um 4.30 Uhr. Margit will die beiden dann in die Maria-Probst-Straße fahren. Ich selbst will mich nach den Strapazen nicht mehr ins Auto nach München setzen. Der Plan steht also, und ich versuche zu schlafen. Platz genug zum Hinlegen haben wir ja.

Meine Gedanken fliegen jetzt unkontrolliert durch mein Bewusstsein wie die flackernden Lichter, die auf der Straße vorbeiziehen: Die Enttäuschung darüber, dass wir nicht noch mehr helfen konnten; die Zufriedenheit, wichtige Hilfsgüter unter schwersten Bedingungen ans Ziel gebracht zu haben; Freude darüber, wenigstens einige auf ihrem Weg in die Sicherheit zu begleiten; die Sorge um meine Mama; der Hoffnungsfunke für Zorjana ... Die Bilder von Panzern und Umarmungen, Soldaten und Freudentränen, die Ströme von Menschen, Kinder mit blutverschmierten Verbänden an Armen und Augen, die Gesichter voller Zuversicht und Verzweiflung lassen sich noch nicht sortieren. Immer wieder überwältigen mich meine Gefühle.

Am Grenzübergang Samerberg werden wir polizeilich erfasst und die Pässe der Passagiere eingescannt. Dame und Sohn haben einen uralten Pass ohne Biometrie. Aber die Grenzpolizisten sind extrem freundlich und fertigen die beiden im Bus ab, so dass die alte Dame nicht aussteigen und am Stock zum Büro laufen muss.

Herzlich Willkommen in Deutschland!

Es war eben keine Hilfsaktion in friedlichen Zeiten wie damals nach Tschernobyl. Heute ist Krieg. Die Menschen verlassen ihre Heimat nur notgedrungen und auf ungewisse Zeit. Das ist keine Urlaubsreise. Nur andeutungsweise kann ich erahnen, welche Tragödien dieser Krieg anrichtet.

Die Erkenntnis, wie wenig wir dem entgegensetzen können, ist bitter. Dennoch tut es gut, zu sehen, wie engagiert und freundlich die Helfer von Polen über Tschechien, Österreich bis Deutschland sind. Soldaten, Polizisten, Ehrenamtliche, Busfahrer - alle geben ihr Bestes, zeigen sich hilfsbereit und einfühlsam.

Es ist nicht nur die konkrete Fluchhilfe, es sind nicht die materiellen Dinge, die am meisten zählen. Das Mitgefühl der vielen Unterstützer vor Ort und im Hintergrund ist das höchste Gut, das wir den Ukrainern bringen konnten. Ein wenig Menschlichkeit gegen die Unmenschlichkeit des Krieges.

Danke Mama Margit und Chefsekretär Papa Werner, es war eine Erfahrung fürs Leben. Danke den Gastfamilien und Spendern, Danke den Fahrern, Marta, Beata, Hannah, Uljana, Nadia und besonders Zorjana. – Wir sehen uns wieder in diesem Leben!

Slava Ukrainji!

P.S.:

Sauerlach hat durch die Bekanntheit des Projektes inzwischen beinahe zwanzig Flüchtende aufgenommen. Mit der Zeit werden es sicher mehr.

Die Gastfamilien sind bereits bestens vernetzt, so dass sie ihren Gästen ein Zusammentreffen und den Austausch erleichtern können, was für diese enorm wichtig ist. Ein bisschen Heimat in der Fremde.

Mama Margit hat sich kräftig ausgeschlafen und erstmal alles von sich abfallen lassen. Inzwischen ist sie schon wieder am Organisieren.

Wir hatten uns in einigen Dingen getäuscht mit unseren Vorstellungen. Nach der erfolgten Ent-Täuschung treten immer mehr positive Seiten und Effekte der Hilfsaktion hervor.

Wir haben viel erreicht und wissen jetzt, wie und womit wir am besten helfen können. Unsere Hilfe wird noch länger gebraucht werden.